

1991



08/1991

Die Schweiz als Beiz

Oft haben Schweizer Schriftsteller ihr Land mit einem Wirtshaus verglichen. Heute empfindet es Peter von Matt eher als Ferienresort.



Am 1. August 1991 feierte die Schweiz ihren 700. Geburtstag – ein guter Grund, die erste Nummer des NZZ Folios, die am 5. August 1991 erschien, unserem Land zu widmen. Eröffnet wurde das Heft mit einem Essay von

Peter von Matt. Der Germanist zitierte darin Gottfried Keller, der die Schweiz als stattliches Gasthaus imaginierte und gleichzeitig als Räuberherberge – als Ort zwischen Glanz und Schändlichkeit. Die schillernde Wirtshausmetapher sei häufig in der Schweizer Literatur, schrieb von Matt, und sie sage mehr über das Land als all die Grundsatzpapiere der Politiker. Wie sieht er das zwanzig Jahre später?

Vom Wirtshaus zum Resort

«Das derbe Wirtshaus zum Schweizerdegen, von dem Gottfried Keller so zweideutig gesungen hat, ist inzwischen zu einem Resort geworden. Der Begriff wird von Wikipedia wie folgt umschrieben: «In vielen Urlaubsgebieten werden Resorts als geschlossene und bewachte Anlagen konzipiert, typisch für Resorts sind Anlagen mit Zutrittskontrolle. Dadurch soll den Gästen eine eigene Welt abseits der zum Teil unterentwickelten und gefährlichen Aussenwelt geboten werden.»

Während es bei Keller heisst, alle Völker der Welt seien im Wirtshaus schon eingekerkert, zielt heute eine kollektive Feindseligkeit gegen jeden, der sich ohne ausreichende Eigenmittel dem Resort und seinen Wellnesszonen nähert. Ob einer zur «unterentwickelten und gefährlichen Aussenwelt» gehört, ist allein von seinem Vermögensausweis abhängig. Die nationalen Bademeister verfügen ihrerseits über erstaunliche Geldmengen. Darauf beruht der verbreitete Glaube, die Schweiz sei das einzige Land der Welt, dem nichts geschehen könne.»

00/0000

Nullnummern

Ende 1990 bekam das von Lilli Binzegger erarbeitete Konzept einer monothematischen Monatszeitschrift grünes Licht vom Verwaltungsrat der NZZ. Aus dem Protokoll der 1128. Sitzung vom 17. Dezember:

Beschluss

«Der Verwaltungsrat stimmt den Anträgen der Geschäftsleitung vom 16. Oktober 1990 mit sechs Ja- zu zwei Nein-Stimmen zu; ab Spätsommer 1991 wird die NZZ als Beilage zur Zeitung eine monatlich erscheinende Publikation – NZZ Folio – herausgeben.»

08/1991

Grenzerfahrung

Urs Widmer unterwegs im Jura: «Man will nicht hin, man ist einfach da.»

Wir hatten ihn gebeten, einer Schweizer Grenze entlangzugehen, und so wanderte der Schriftsteller Urs Widmer mit seiner Frau durch den Jura, folgte dem sich schlängelnden Doubs, mit zunehmend schwereren Beinen, aber frei fliegenden Gedanken. Mit wunden Füßen kamen sie in Saint-Ursanne an, wo er die Geschichte enden lässt:

«Wir gingen dann trotzdem noch ein paar Schritte und kamen zu einer Auberge, die uns einladend entgegensah. Wir grüssten höflich und fragten ein etwa sechzehnjähriges Mädchen, das hinter dem Tresen stand und Gläser spülte, ob sie ein Zimmer für uns habe. Sie hob den Kopf und sagte: «C'est pour une heure, ou c'est pour toute la nuit?» Ich dachte, ich hätte nicht recht gehört, und drehte mich

nach meiner Frau um. Sah in ihrem Gesicht, dass ich recht gehört hatte. Das letzte Mal war uns das so um 1960 in Marseille passiert! Im Hafenviertel, wo niemand länger als eine Stunde im Bett bleibt! Wir nickten beide und sagten im Chor: «Für beides, Mademoiselle!» Und so war es dann auch.»

Urs Widmer hat in der Folge immer wieder Geschichten von meisterlich leichter Hand fürs Folio geschrieben: Etwa über die Notwendigkeit, das Glück zu erfinden, und über den Sportfan in der Krise; über Bier, über das Schweizer Mittelland und über das liebe Geld. Und ein Jahr lang, von Oktober 1994 bis Oktober 1995, hat er in jeder Nummer eine Kurzgeschichte zum Hefthema beigesteuert – so, wie er es auch in diesem Heft tut (S. 119).

08/1991

«Hier bleiben»

Eine dreiköpfige Familie aus Sri Lanka war vor dem Krieg geflohen und nach einer Odyssee in die Schweiz gelangt, wo sie Asyl erhielt. Wie geht es Daniel, Vasantha und Renika heute?



Die Geschichte einer tamilischen Flüchtlingsfamilie – Daniel, 43, Vasantha, 30, die sich heute Vasanthy nennt, und Renika, 4½ – ist vor zwanzig Jahren unter dem Titel «Fremd im Land» erschienen. Daniel wurde als Verdächtiger der Liberation Tigers of Tamil Eelam, die für einen unabhängigen tamilischen Staat kämpften, mit dem Tod bedroht. Er entschloss sich, mit Frau und Tochter zu fliehen.

Nach einer gefährlichen Odyssee kamen sie in unser Land und meldeten sich bei der Fremdenpolizei in Zürich. Nach mehreren provisorischen Unterkünften fanden sie 1990 eine Wohnung, in der ich sie damals besuchte. Die Familie lebte unter anderem Namen, um Verwandte und Bekannte in den blutigen Rassenunruhen in Sri Lanka nicht in Schwierigkeiten zu bringen.

Zwanzig Jahre später herrscht Waffenstillstand in Sri Lanka. Was bedeutet das? Ist es der langersehnte Frieden? Auf dem Briefkasten der Tamilen steht ihr richtiger Name, doch ich nenne aus Rücksicht nur ihre Vornamen.

In der tamilischen Familie hat sich einiges verändert. Einschneidend war der frühe Krebstod des Vaters 1997. Fünfzig Jahre alt ist Daniel geworden. Vier Jahre davor kam ein zweites Töchterchen auf die Welt, Renika. Als Baby mit verengter Luftröhre kämpfte sie ums Überleben. Eine Kanüle wurde ihr in den Hals

gelegt. Die Wunde ist längst verheilt. Aus der kleinen Renuka wurde die erwachsene achtzehnjährige Renika.

Mit grossen, fragenden Augen schaute ihre Schwester, die viereinhalbjährige Renika, vor zwanzig Jahren in die Kamera; die Eltern waren nur als Schattenwesen im Hintergrund auf dem Bild, aus Angst, erkannt zu werden. Heute ist Renika eine selbstbewusste Frau, die Wirtschaftsrecht an der Zürcher Hochschule in Winterthur studiert. Dieses Mal ist sie es, die nicht fotografiert werden will. Nein, nicht aus Angst vor Repressalien. «Ich bin fotoscheu», sagt sie. Die Schwester hätte nichts dagegen. Und diesmal auch die Mutter nicht.

Die Mutter, Vasanthy, arbeitet als Putzfrau im gleichen Krankenhaus, in dem sie damals als Flüchtling Arbeit gefunden hatte. Sie ernährt die Familie. Unterstützt von Renika, die neben dem Studium da und dort jobbt und Deutschstunden gibt.

Vasanthy und die Töchter wohnen nicht mehr in der alten Wohnung, die mit Angst, Krankheit und Tod verbunden war. Der geliebte Vater hatte seine Krankheit lange verschwiegen; er wollte die Familie nicht beunruhigen. Nun lastete alles auf Vasanthy mit ihren noch kleinen Töchtern. Von der Wohnzimmerwand schaut Daniel auf seine drei Frauen, ein gutaussehender Mann. 1984 hatte er Vasanthy geheiratet.

Die Erinnerung schmerzt, doch die Witwe meint, sie hätten ein paar gute Jahre in der Schweiz gehabt. Vasanthy ist immer noch eine attraktive Frau, trägt ein langes, weisses Kleid mit roten Tulpen. Mit den Töchtern unterhält sie sich in Tamil. Renika und Renuka tragen Jeans und reden Schweizerdeutsch. Sie besitzen den Schweizer Pass. Die Mutter hat die Niederlassungsbewilligung.

Das Wort Heimat fällt. Für die ältere Schwester ist es ein schwieriger Begriff. Es sei die Kultur der Mutter, die sie und Renuka mit ihr teilten. Es gebe Momente, wo manches in Frage gestellt werde. Aber man dürfe sich in den Fragen nicht verlieren, müsse den Boden unter den Füßen spüren. Glaube und Familie verliehen Kraft. Beide Töchter haben das Bedürfnis, Probleme bis ins kleinste Detail ausdiskutieren. Mit ihren Freundinnen, noch lieber mit Mama... Sie ist ZuhörerIn und Seelenauffängerin.

Wer fängt Mama auf? Natürlich die Töchter. Die Kollegen im Krankenhaus. Geborgen fühlt sie sich in der tamilischen reformierten Kirche, zu der sie Renika und Renuka begleiten. Vasanthy war bis zu ihrer Heirat Hindu, ihr Mann gläubiger Christ. Sie konvertierte und trat in einem golden verzierten roten Seidensari mit Daniel vor den Traualtar. Noch einmal heiraten möchte sie nicht. Daniel ist in ihrem Herzen.

Die Frauen sind überzeugt, von den Schweizern akzeptiert zu sein. Die jüngere Schwester geht in die Berufswahlschule und hat einen Wunsch: eine Stelle als kaufmännische Angestellte zu finden. Renika, die ältere, ist geprägt von ihrem Schicksal und dem ihrer Eltern; sie verspürt den Wunsch, Brücken zu schlagen zwischen den Kulturen. Bei einem Besuch in Sri Lanka wurde sie Zeugin katastrophaler Zustände in den Spitälern. Den Ärmsten helfen, mit den Behörden verhandeln, das möchte sie. «Ich kenne und verstehe beide Seiten. So könnte ich etwas von dem zurückgeben, was man mir gegeben hat.»

Und die Mutter? Hat sie auch einen Wunsch? Vasanthy lächelt. «Gesundheit. Hier bleiben, in der Nähe der Töchter.»

Yvonne Léger



09/1991

Qualität kommt von Qual

Unermüdlich fordert Wolf Schneider von allen, die schreiben, eine knappe, klare Sprache.

Brauchte die deutsche Sprache einen Papst, gebührte ihm das Amt: dem Journalisten und Sprachkritiker Wolf Schneider. Er war Washington-Korrespondent und Nachrichtenchef der «Süddeutschen Zeitung», Chef vom Dienst beim «Stern», Chefredaktor der «Welt», bevor er 16 Jahre lang die Hamburger Journalistenschule leitete. Der begnadete Polemiker hat nicht nur journalistische Standardwerke geschrieben («Deutsch für Profis», «Handbuch des Journalismus»), sondern auch von enormem Wissen zeugende Sachbücher wie «Der Mensch – eine Karriere», «Die Sieger» und «Grosse Verlierer». Im Mai 2011 wurde ihm der «Henri-Nannen-Preis für das publizistische Lebenswerk» verliehen. Schneider ist ein Folio-Autor der ersten Stunde und unserer Zeitschrift bis heute als Kolumnist verbunden. In seiner Jubiläums-«Sprachlese» nimmt er einige neue Sprachentwicklungen ins Visier.

Vom Steinmetz zum Blogger

«Die Sprache durchlebt gegenwärtig ihre dritte Revolution. Die erste war, dass das gesprochene Wort nach Jahrzehntausenden des blossen Plapperns schriftlich fixiert, die zweite, dass es im Buchdruck millionenfach verbreitet werden konnte; mit der dritten Revolution kehren wir auf elektronischem Wege zum Geplapper zurück.

Schreiben – das hiess, als es vor etwa 5000 Jahren in Babylonien und Ägypten erfunden wurde: optische Symbole für Gegenstände oder gesprochene Laute ersinnen und sie in Ton drücken, in Holz schnitzen, in Stein meisseln – Mühsal also! Und aus der folgte: das Wortaufkommen auf einen Tausendstel reduzieren gegenüber dem Palaver am Lagerfeuer und dem Murmeln der Gebete.

«Meine Feinde pfählte ich. Im Meer reinigte ich meine Waffen.» Dergleichen liess sich der

Pharao in den Thronessel oder in Tempelfriesse hämmern. So wurde der Sprache das äusserste Gegenteil ihres Ursprungs aufgezwungen: Kürze, Präzision! Vielen Formen der Sprachkunst haben die Steinmetze den Weg bereitet: der Lyrik, dem Befehl, dem Werbeslogan – und temporeichen Sätzen wie Goethes «Der König sprach's, der Page lief, der Knabe kam, der Königrief: Lasst mir herein den Alten!»

Kritik an der Schrift gab es auch: Sie lasse das Gedächtnis verkümmern, schrieb Platon im «Phaidros», und jedes einmal hingeschriebene Wort treibe sich fortan unkontrolliert in der Welt herum.

Mit Gutenbergs beweglichen Lettern vollzog sich im 15. Jahrhundert die zweite Revolution: Nun liess alles Geschriebene sich vertausendfachen – und das hiess: Die Zahl der Lesekundigen stieg rapide; zugleich entwickelte sich das Bedürfnis nach einer Sprache, die möglichst viele verstanden (Luther befriedigte es), sowie nach Grundregeln der Rechtschreibung und der Grammatik.

Damit verband sich die Chance, im Sturm- lauf die Bibel zu verbreiten, mit denselben Mitteln aber auch Schwachsinn und Unsinn. Als der langjährige RTL-Chef Helmut Thoma auf die Seichtheit seines Programms angesprochen wurde, erwiderte er hochgemut: «Wir müssen noch sehr viel Schund senden, bis wir an die Menge des Schrotts heranreichen, der seit Gutenberg gedruckt worden ist.»

Und dies, obwohl es ja das Vorrecht einer Minderheit blieb, gedruckt zu werden: Wer nicht reich war, brauchte einen Verleger, später einen Lektor oder einen Redaktor, der sein Manuskript des Vervielfältigens für wert befand. «Schleusenwärter» heissen diese Leute in der Medienwissenschaft. Gewiss: Auch Unfug, Lügen, Kitsch liessen und lassen sie passieren; überwiegend aber garantierten sie ein

gewisses Mindestniveau des sprachlichen Ausdrucks. Diese Kontrollinstanzen werden nun durch Blogs, Twitter, Facebook vollständig überrollt – die dritte Umwälzung der Sprache: Instantkommunikation in Eigenregie, ohne Zugangsbeschränkung, auch ohne die kleinen Hürden, die einer Produktion früher im Wege standen: Papier einspannen, gar die Feder in die Tinte tauchen! Würde sich das Schriftaufkommen des Abendlands nicht sofort halbieren, dritteln, fünfteln, wenn jeder sich vor dem Senden eine Briefmarke besorgen müsste? Es ist eine Beiläufigkeit der Mitteilung erreicht, die sich der spontanen Rede nähert; und ähnlich wie bei dieser sind Kürze und Präzision keine Werte mehr.

Die Mail hat immerhin einen Adressaten, das schafft einen Rest von Schreibdisziplin. Doch sind Mails im Durchschnitt deutlich länger als Schreibmaschinentexte, ärmer also an Substanz pro Zeile – und selten auf Exaktheit kontrolliert: Das stets makellose Schriftbild auf dem Bildschirm gibt ja nie das Signal «Prüfe mich – schreib mich um!», wie es einst vom mehrfach übertippten Typoskript ausging. Auch Schriftsteller verbessern ihre Texte messbar seltener als vor vierzig Jahren, und viele Lektoren prüfen nur noch sporadisch.

Beim Blog wird noch weniger abgewogen, kaum noch gefragt, ob man überhaupt etwas zu sagen habe und wie man es am knappsten, am präzisesten ausdrücken könnte. Auch lieben es viele Blogger, zu protestieren, ehe sie gelesen haben; Lesen war gestern.

So treibt die geschriebene Sprache zur gesprochenen zurück – mit allen Vorzügen der Spontaneität und allen Nachteilen geschwätziger Gedankenlosigkeit. Als Wilhelm Busch seine Lebensweisheit prägte: «Wer Sorgen hat, hat auch Likör» – da hatte er noch wie ein Steinmetz gearbeitet. Vorbei.»



10/1991

Weniger Autoren, mehr Umsatz

Wie sich die Schweizer Buchbranche in zwanzig Jahren verändert hat.

	1991	2011
Anzahl Mitglieder des Verbands Autoren der Schweiz:	1400	940
Anzahl Beschäftigte in der Buchbranche der Deutschschweiz:	4000	2300
Jahresumsatz der Schweizer Buchbranche in Franken:	750 000 000	1 000 000 000
Anzahl der Verlage in der Schweiz:	450	400
Anzahl der Buchhandlungen in der Schweiz:	970	560
Frauenanteil in Schweizer Buchhandlungen in Prozent:	82,5	75
Ankaufsbudget des Schweizerischen Literaturarchivs pro Jahr:	650 000	500 000

11/1991

Sportkind

Seine Vorhand war bereits gefürchtet, sein Aufschlag noch etwas zahm: Trainingsbesuch beim damals 13jährigen Tennisspieler Tommy Haas.



Leserbrief

Wo sind die Folios 1 bis 7?

Zu unserem NZZ-Abonnement erhielten wir bisher nur NZZ Folio 8 und 9. Wir bitten um Nachlieferung der Nrn. 1 bis 7.

Bundesministerium für Wirtschaft, Bonn

Wir haben zahlreiche Anfragen dieser Art erhalten. NZZ Folio Nr. 1 bis 7 gibt es jedoch nicht. NZZ Folio hat mit der Nr. 8 begonnen, weil die erste Ausgabe im August erschien und wir die Hefnummer dem Monat zuordnen wollten. Der Jahrgang 1991 hätte sonst im Dezember mit der Nr. 5 aufgehört.

Die Redaktion

Er war eben 13 geworden und erst einsechzig gross, als ich ihn besuchte. Aber sein Vater pries ihn Investoren bereits als neuen Boris Becker, als Wimbledon-Sieger des Jahres 2000 an: Wer 50 000 Mark in die Ausbildung seines Sohnes investierte, dem versprach er einen Anteil an den Preisgeldern des künftigen Tenniscracks.

Aus dem unscheinbaren Jungen wurde tatsächlich Deutschlands neuer Tennisstar. 1999, exakt in dem Jahr, als Boris Becker und Steffi Graf ihren Rücktritt erklärten, gewann Tommy Haas sein erstes ATP-Turnier, und ein Jahr später holte er an den Olympischen Spielen die Silbermedaille. In der Weltrangliste kämpfte er sich bis auf Rang 2. Der Gewinn eines Grand-Slam-Turniers blieb ihm jedoch versagt. Nach vielen Verletzungen er-

reichte er 2009 in Wimbledon immerhin den Halbfinal, wo er Roger Federer unterlag.

Bereits als 13jähriger zeigte Tommy Haas einen eisernen Willen. Er sagte Sätze wie: «Wenn man ein Ziel hat, dann muss man dem alles unterordnen.» Der Aufwand hat sich finanziell gelohnt. Über die Jahre hat er allein an Preisgeldern 10 Millionen Dollar eingespielt. Seine Förderer hingegen guckten in die Röhre. Erst als ihn ein Münchner Gericht dazu verknurrte, zahlte Haas seinen Sponsoren ihren Einsatz samt Provision zurück.

Tommy Haas ist mittlerweile 33, in der Weltrangliste steht er auf Platz 800 und etwas. Ans Aufhören denkt er nicht, obwohl sein Körper immer deutlichere Verschleisserscheinungen zeigt. Nach der Schulter und dem Ellbogen musste er sich auch noch die Hüfte operieren lassen. Perfekt scheint hingegen das Familienglück. Der Tennisstar ist verheiratet mit der Schauspielerin Sara Foster, letzten November bekamen sie eine Tochter. Das Kind soll einmal seinen eigenen Weg gehen, sagt Tommy Haas. «Ich will kein Tennisvater sein.»

Andreas Heller